

Joachim Heilmann

## Klangkörper Universität

Im direkten Sinne meint *Klangkörper* etwas deutsch- und altertümelnd *Orchester*. Im übertragenen Sinne soll der Begriff auf das System Universität angewandt werden. Während *Orchester* stark mit *Theater* und *Konzert* verknüpft ist, läßt *Klangkörper* auch weitere Wirkstätten im Zusammenspiel assoziieren. Und darum soll es gehen: die Teamarbeit aller Akteure, die zu einem unterscheidbaren Ganzen führt.

Auf die *entfesselte und die gemanagte Hochschule*<sup>1</sup> sowie die *gute Universität*<sup>2</sup> folgt nun statt einer neuen kampfbetonten eine eher friedliche Metapher mit dem vorrangigen Ziel, harmonische und wohl lautende Saiten zu stimulieren. Vor und mit diesem Hintergrund erträgt der „altlinke“ Verfasser den denkbaren Vorwurf des Konservatismus mit Vergnügen.

Der kleine Beitrag ist nach Begriffen gegliedert, die der Musikwelt entlehnt sind und sich – hoffentlich – etwas dehnen und strecken lassen. Das wenigsten verbal abzustimmende Kollektiv kann zwar als solches noch keinen preisverdächtigen modernen zukunftsweisenden („innovativen“) Wohlklang erzeugen, doch wäre es einfach schön, wenn es gelänge, etwas mehr produktive Stabilität in den politisch aufgeschreckten Hühner- (Augias-)Stall Universität zu bringen, das soll heißen Fleiß und Kollegialität, Leistung und (Zivil-)Courage, (Arbeits-)Freude und (Standort-)Stolz. Das ist angesichts der Realitäten viel verlangt, doch wenn es stimmt, das nicht alles, was hinkt ein Vergleich ist, dann ist ebensowenig alles, was vermessen klingt, ein Fehlgriff.

Am Anfang soll die *Musik* als die Kunst der Töne stehen, weil im früheren Griechenland unter *musike* praktisch die gesamte humanistische Bildung verstanden und erst in hellinistischer Zeit die Tonkunst von der übrigen Musik unterschieden wurde. Die Entwicklung der Vokal- und Instrumentalmusik durch die Jahrhunderte wird in mancher Hinsicht von der europäischen Universitätsgeschichte rekapituliert. Zahlreiche Gründungen und Differenzierungen hatten einen generellen, universellen Ausgangspunkt. Auch scheint es schwerzufallen, ausdrücklich auf den Anspruch zu verzichten, einer wie auch immer gearteten Univers(al)ität verpflichtet zu sein. Und je spezialisierter die Befähigungen in der Praxis werden, desto attraktiver wirkt in einem nostalgischem Theorieblick beruflicher Rückbesinnung die nahezu umfassende

---

<sup>1</sup> Müller-Böhlings, D. (2000): *Die entfesselte Hochschule*, Gütersloh; Hanf, Anke (Hrsg.) (2000): *Hochschulen managen?*, Neuwied/Kriftel/Berlin.

<sup>2</sup> Müller, A.W./Hettich, R. (Hrsg.) (2000): *Die gute Universität*, Baden-Baden.

Kompetenz des *einen* Lehrers für die gesamte schulpflichtige Dorfjugend sowie *eines* Universitätsprofessors in Paris oder Bologna vor 800 oder 1000 Jahren<sup>3,4</sup>

Das musikbezogene Begriffsarsenal ist mindestens so reichhaltig wie das universitätsbezogene: von der Musikakademie (Konservatorium!) bis zur Musikzeitschrift, von der Musiktheorie bis zur Musikdidaktik, vom Musikdirektor bis zum Musikdrama usw. Die Berufsbezeichnung *Musiker* hat auf Hochschuleseite keine Entsprechung, wenn dies auch gerade bei der Spezies Orchestermusiker wünschenswert erscheinen möchte.

Zur Ausübung der Musik i.S. der Tonkunst bedarf es eines Instruments zur Erzeugung von Tönen. Die menschliche Stimme hat sowohl für die Vokalmusik als auch für den Universitätsbetrieb zentrale Bedeutung. Spannender für unseren Vergleich<sup>5</sup> sind aber Aspekte der Instrumentation, also der Verteilung von kompositorischen Ideen auf ein oder mehrere Instrumente. Vier Kunstformen werden hier unterschieden: Solo-Stücke, Kammermusik, Stücke für Orchester mit Solist(en) und reine Orchesterwerke. In vorsichtig bewertender Gegenüberstellung ist das Solowerk<sup>6</sup> zwar auch in der Univesität weit verbreitet und teils unverzichtbar, aber in zahlreichen Fällen eher unpassend und störend. Auf beiden Gebieten wohlgefällig dürften die Leistungen von Kammerbesetzungen mit 2 bis 8 Instrumentalisten sein: Klare Kooperationsbedingung und abgehobene Stimmführungen sorgen für hörbare und verantwortliche Teilprodukte, die erst im Zusammenklang ihr volles, abgerundetes Volumen finden. Für Orchesterwerke mit Solisten gelten die Untergruppen Concerti Grosso und Solokonzerte, beides in der Universitätswelt keine unbekanntenen Erscheinungen. Freilich verdient die Definition des Concerto Grosso eine Hervorhebung: Musik für ein Solistenensemble mit *einem* Instrument für jede Stimme und ein Tuttiensemble mit *mehreren* Instrumenten. Das klassische Orchesterwerk ist eine Sinfonie: Daneben könnten sich für den Blick hinüber zur Universität auch die symphonische Dichtung, eine Rhapsodie oder ein Marsch anbieten.<sup>7</sup>

Fraglich ist, ob eher die Musik oder die Universität ohne *Solisten* auskommt. Beide Felder müssen vor allem vorbereitend in Allein-Arbeit<sup>8</sup> bestellt werden, und ohne diesen Part gäbe es überhaupt keine Ergebnisse. Doch drängen sich manchmal im universitären Zusammenhang Zweifel auf, ob bestimmte Solopartien hilfreich oder gar

---

<sup>3</sup> Vgl. zu dieser Thematik auch W. Engelhardt, Eisberge auf dem Campus ... Eisberge?, in diesem Band S. 477

<sup>4</sup> Diese Bemerkungen transportieren *nicht* den Gedanken, daß der deutsche Professor zu allem fähig ist, sein will oder sein soll.

<sup>5</sup> Fuß-,„Note“: Die jeweils unmittelbare, direkte Übertragung von der Musik auf die Institution Universität, ihre Mitglieder, Gremien, Arbeit und Leistungen mag dem geneigtem Leser überlassen sein.

<sup>6</sup> z.B. Präludium, Fuge, Sonate oder „Lied ohne Worte“.

<sup>7</sup> Oft dürfte es nicht schwer fallen, den Sitzungsverlauf eines Universitätsgremiums einer der o.g. Kunstformen zuzuordnen.

<sup>8</sup> lat.: solus = allein

vonnöten waren. Unbeschadet dessen können mit großem Gewinn von Fall zu Fall Solisten zu besonderen Anlässen eingeworben werden.

In der Musik spielt der *Dirigent*<sup>9</sup> eine herausragende Rolle, die nicht mit einer Solisteneigenschaft identisch ist. Natürlich sind Dekane, Rektoren und Präsidenten auch Dirigenten, ob sie jedoch die in der Musik erst spät, im 18. Jahrhundert, entwickelte Fertigkeit besitzen, mit Handbewegung oder mimischen Äußerungen die Singenden und Spielenden zusammenzuhalten, ist eher Glücks- als Tatsache. Mehr noch mag dies für das Hantieren des Taktstocks gelten. Gemeinsam ist indessen allen Dirigenten, daß die Hauptarbeit dank fachlicher Autorität und nicht-autoritären Durchsetzungsvermögens geleistet ist, wenn die Aufführung beginnt.

Das *Ensemble* aller Mitwirkenden, meistens also das *Orchester*, hat seinerseits gegebenenfalls mit den/m Solisten vom Beginn der Vorstellung an Höchstleistung zu erbringen. Die altgriechische Gestaltung eines Tanzplatzes (*orchestra*) als kreisrunder Ort mit der einen Hälfte für die Zuschauerbänke und der anderen für die Bühne hat etwas Sympathisches, was schon in Rom verloren ging, als die öffentliche Kreishälfte den Senatoren vorbehalten war. Wie wäre es mit einer Universität bestellt, die – ohne Senatoren (?) – eine nach allen Seiten offene griechische *orchestra* bildete? Trotz aller tönenden (tönernden?) Phantasie gilt es, auf dem Teppich zu bleiben und beispielsweise Orientierungen bei historischen Orchestern zu suchen: etwa bei Haydns Orchester von 1883 mit 28 Mitgliedern oder dem Orchester des Londoner Händelfestes von 1784 mit 244 Musikern. Kleinere und mittlere Univeresitäten können sich hier wiederfinden, wenn auch ohne Studierende. Immer sind die Streicher in der Überzahl, und bei der Bläserminorität wiederum halten sich Blech und Holz im Durchschnitt die Waage. Harfen und Pauken sind zumeist Unikate oder fehlen ganz. Universitäten können demgegenüber kaum Mangel an Paukisten und Trommler beklagen, während Harfentöne oft wohltäten. *Klangfarbe*- und *volumen* hängen naturgemäß von der anzahl, der Zusammensetzung und der Qualität der Instrumente ab. Komponisten, Mäzene und ein wenig Dirigenten haben entsprechenden Einfluß, nicht aber die Orchestermusiker, es sei denn, sie spielen falsch.

Der *Klang* des Ensembles setzt sich aus den einzelnen Tönen zusammen. Physikalisch ist der *Ton* (lat.: *tonus*) – vor allen natürlich der *gute Ton* – die regelmäßige periodische Schwingung des jeweiligen Körpers, und der Klang besteht aus dem Grundton und den jeweiligen Unter- und Obertönen, die herauszuhören Sensibilität voraussetzen sowie Geschmack und Geschick zugleich ausmachen. Wie jedes Instrument so hat jede musikalische Formation ein spezifisch kennzeichnendes *Timbre*:

S.18 oben

---

<sup>9</sup> Chefdirigent, Konzert-, Kapellmeister